

durch die Gründungsinitiatorin **Ulrike Petersen** (vgl. 12.2.2).

Ergänzt wird die Dokumentation mit einer Darstellung der Initiativen der Gründungsmitglieder zur Überwindung der sich auftürmenden Hürden (aggressive Öffentlichkeitsarbeit führte schließlich zum Erfolg). Das Haus in der Lerchenstr. in Hamburg existiert inzwischen seit 1987 (!). Nach langen, zähen Verhandlungen konnten hier sogar Gemeinschaftsflächen öffentlich gefördert werden (im Gegensatz zu Stuttgart Burgholzhof, vgl. 14.2.3.1).

Die Höhe des Einkommens der Bewohnerinnen sollte kein Hinderungsgrund für das Einziehen in eine selbstorganisierte Hausgemeinschaft sein, um eine "soziale Durchmischung zu gewährleisten". Herkömmliche Förderrichtlinien, die sich am öffentlich geförderten Mietwohnungsbau orientieren, korrespondieren nicht mit gemischten Einkommens- und Haushaltstypen der Wohngruppen. So führen strukturelle Hindernisse zum Scheitern vieler bundesweit sich vernetzender Projektgruppen.

Beim Vergleich des Hamburger Pantherhauses mit dem sehr viel später vollendeten Gemeinschaftsprojekt in Baden-Württemberg (Stuttgart-Burgholzhof), wo eine soziale Durchmischung nur deshalb gelungen ist, weil wohlhabende Ältere Eigentum im Gemeinschaftsprojekt erwerben mußten, bleibt zu fragen, ob wir heute möglicherweise ein "roll-back" in Bezug auf Förderung von Gemeinschaftswohnprojekten haben oder ob es doch nur an den unterschiedlichen Länderinteressen liegt. Auf lange Sicht muß gefordert werden, daß mind. auf diesem Sektor eine in allen Bundesländern einheitliche Förderung von gemeinschaftlichem Wohnen vorangetrieben wird.

Petersen (a.a.O.) beschreibt die oft schwierigen Lern- und Kommunikationsphasen in Aushandlungs- und Annäherungsprozessen, wodurch aber die Hausgemeinschaft in ihrem Zusammenhalt ständig "wachse". Reibungsprozesse gäbe es immer wieder an dem sich verändernden Wohn- und Lebensgestaltungswillen. Sie entstünden an so banalen Kleinigkeiten wie unterschiedlichem Sauberkeitsbedürfnis im Hause, Pflege des Gartens oder andere Zwistigkeiten zwischen den Bewohnerinnen. Das Austragen der Konflikte sei aber eingebettet in den gemeinsamen Wunsch, miteinander leben zu wollen.

20 Neue Lebensentwürfe Älterer in Tauschsystemen als Beitrag zum Kommunitarismus

Was haben Tauschsysteme mit Kommunitarismus zu tun?

Tauschen ist schon immer eine Überlebensstrategie des homo sapiens gewesen. Durch die hier in Rede stehenden Tauschsysteme wurden neue Lebensentwürfe initiiert dergestalt, daß sie

- gegen Engagement Sozialität bieten (Gemeinsamkeit statt Einsamkeit)
- nicht mehr bezahlbare Dienstleistungen tauschen
- Wohnraum gegen Hilfe bieten.

Im Grunde geht unmittelbarer Tausch als realer und wahrer Beziehungstifter auf

Auswirkungen guter menschlicher Eigenschaften zurück, die auf Autonomie beruhen und imstande sind, die von Kommunitaristen geforderte „gute Gesellschaft“ zu konstituieren. Initiativen der beschriebenen drei Programmelemente sind u.a. für die Zukunft des Sozialstaates von großer Bedeutung. Infrastrukturelle Selbsthilfe und Eigenverantwortung leisten einen Beitrag zu sozialer Prävention. Der reformierte Sozialstaat sollte in gemeinschaftsbildender Absicht die notwendigen Rahmenbedingungen bereitstellen. „In den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt nicht der verteilende und sichernde Staat, sondern die Gesellschaft und ihre Normen und Herrschaftsstrukturen. Sie gilt es zu beeinflussen, in ihr Beispiele zu setzen und in ihr nicht nur Versorgung, sondern vor allem die Teilhabe aller Beteiligten im Sozialstaat zu sichern“²⁸⁶).

Im Gegensatz zur heutigen Situation, wo sich die beschriebenen Programme an Fähigkeiten und Interessen der Betroffenen orientieren, werden sie sich zukünftig verstärkt noch an Versorgungs- und Bedürfnissituationen orientieren müssen. Der gesellschaftspolitischen Forderung entspricht ein Werte- und Einstellungswandel der Betroffenen und besonders auch der künftig quantitativ wichtigen Gruppe der 50-75-Jährigen (**Tews zit. nach Hummel**, 1995).

Die Akteure dieser Programme werden dadurch zu Beteiligten an der Sozialpolitik und folglich an der Zivilgesellschaft. Das Rollenverständnis des älteren Menschen und seine Wahrnehmung durch Jüngere wird dadurch nachhaltig verändert.

Engagement ist eng verbunden mit der Hoffnung, Verhältnisse zu verändern und zu verbessern²⁸⁷).

Die in den USA konstituierte kommunitaristische Plattform stellte den hohen Stellenwert der Gemeinschaft („community“) und des Gemeinwesens heraus im Unterschied zur Vereinzelung. Die Spannbreite reicht dabei von den Tugenden bis zur Analyse, „daß nur durch mehr Demokratie die Zukunft der Gemeinwesen und der sozialstaatlichen Solidarität gesichert werden können“²⁸⁸).

„Die Suche nach einer ‚kommunitären Individualität‘ ist der motivationale Motor für ein eigenes experimentelles Anliegen“ (**Keupp**, 1993)²⁸⁹). Allen Akteuren gemeinsam ist es, ihr Leben selbstgestaltend zu verändern, weg von allzuviel Sozialstaatlichkeit,

²⁸⁶) Hummel, Konrad (1995). Editoriel zu Bürgerengagement. Seniorengenossenschaften, Bürgerbüros und Gemeinschaftsinitiativen. K.Hummel (Hg.). Freiburg i.Br.: Lambertus.

²⁸⁷) Hummel, Konrad (1995). Das bürgerschaftliche Engagement als Lernprojekt des Sozialstaates. In: a.a.O. S. 16.

²⁸⁸) Hummel, Konrad (1995), a.a.O.

²⁸⁹) zit. nach Schaaf-Derichs, Carola (1995). Agentur für Sinnstiftung in der Großstadt: der Treffpunkt Hilfsbereitschaft in Berlin. In: K.Hummel (Hg.) Bürgerengagement... a.a.O. S. 254.

vom überfürsorglichen Staat. Ob es sich um Engagierte in den Seniorengenossenschaften, Aktive in den Tauschbörsen oder gemeinschaftliche Wohnprojekte Planende und dann in ihnen Lebende handelt: Alle eint die Vorstellung, selbst mit Hand anzulegen, im Sinne von **Hannah Arendt** schöpferisch tätig zu sein. Das sichert den Individuen Autonomie in Anknüpfung an moderne Individualität, ist aber ausbalanciert mit sozialer Verantwortung. Die Äußerungen, Kontakte knüpfen, nicht allein leben, in Gemeinschaft alt werden zu wollen, zeugen von dem Bedürfnis, der Isolation zu entgehen. Den Kommunitariern zufolge, bieten diese Eigenschaften Gewähr für das Fortbestehen der westlichen Wertegesellschaft, die nur dann nicht untergehen wird, wenn durch Rückbesinnung selbstsüchtiges Durchsetzen von Einzelinteressen eingedämmt wird. Das Individuum soll sich nicht nur seiner Rechte, sondern auch seiner Pflichten bewußt werden.

Wenn es sich bei den untersuchten Lebensentwürfen Älterer auch noch um Randscheinungen im gesamtgesellschaftlichen Kontext handelt, so dienen sie doch als Marker für einen Wertewandel in künftigen Kohorten und den so dringend erforderlichen, nachhaltigen Umbau des Sozialstaates.

Da die „Bewegung den Kapitalismus von links und den Sozialstaat von rechts“ angreift, und damit parteiübergreifend wirkt (vgl. Kap. 8.1 und unsere Analyse der heutigen Parteiprogramme), sind in den untersuchten Lebensentwürfen Keimzellen für die von **Etzioni u.a.** geforderte „gute Gesellschaft“ zu sehen.

Michael Walzer (a.a.O.) fürchtet als Ergebnis von Toleranz (die in all diesen Projekten geübt werden muß) eine „Entpolitisierung mit dem Ergebnis der Nicht-Partizipation an der demokratischen Willensbildung bis hin zur Öffnung autoritär-harmonisierender populistischer Propaganda“. Das ist sicher gegenwärtig nicht ganz von der Hand zu weisen, betrachtet man die abnehmende Wahlbeteiligung in den westlichen Industrienationen. Er setzt aber auf Konfliktaustragung, und solche Ansätze haben wir in sämtlichen Interviews ausmachen können. Es ist durchaus denkbar, daß aus diesen Ansätzen Lernprozesse in Gang gesetzt werden, die sich dann auch in gesamtgesellschaftlichem Verhalten widerspiegeln.

Die Kommunitarismus-Kritik, die **Frazer and Lacey** (1993, a.a.O.) formuliert haben, daß „Machtbeziehungen zwischen verschiedenen Gemeinschaften“ und wir ergänzen: und zwischen Einzelpersonen nicht ausreichend berücksichtigt werden, ist sicher zutreffend, scheint aber im Einzelfall mit Strategien wie Supervision, Konfliktmanagement, Mentoring lösbar.

Etzioni (a.a.O.) beschreibt die Verantwortungsgesellschaft als soziale Ordnung, die „dauerhaft von ihren Mitgliedern“ anzuerkennen sei, „gekennzeichnet durch das Spannungsverhältnis zwischen eigenen Präferenzen und sozialen Verpflichtungen“. In unseren Modellen scheint sich so eine „Verantwortungsgesellschaft“ anzukündigen.

Nach **Dahrendorf** (a.a.O.) ist die „gute Gesellschaft“ ein unfertiger Prozeß, „ständig im Bestreben, unsere Lebenschancen zu verbessern mit Versuch und Irrtum“. Letztlich, so meint er, habe „die gute Gesellschaft sogar mehr zu bieten, als die `offene Gesellschaft`“.

Im „Kommunitaristischen Manifest“, was 1991 von (amerikanischen) Konservativen, Liberalen und Linken unterzeichnet wurde, wird die jahrelange kontroverse Debatte ad absurdum geführt. „Demokratien können nur dann überleben, wenn sie von der Gemeinschaft der Bürger in einer aktiven Bürgergesellschaft getragen werden“.

Wir meinen, der Kommunitarismus ist auch ein Rezept für Deutschland. Schon in der katholischen Soziallehre (**Oswald von Nell-Breuning**, a.a.O.) heißt es, „die beste Gemeinschaftshilfe ist die Hilfe zur Selbsthilfe, wo immer Gemeinschaftshilfe zur Selbsthilfe möglich ist, soll daher die Selbsthilfe unterstützt, Fremdhilfe dagegen nur dann und insoweit eingesetzt werden, wie Gemeinschaftshilfe zur Selbsthilfe nicht möglich ist oder nicht ausreichen würde“ (vgl. Kap. 8.3).

Selbsthilfe und Gemeinschaftshilfe zeigen sich in allen untersuchten Modellen. Fremdhilfe über eine „Ermöglicungsverwaltung“ muß Rahmenbedingungen schaffen, damit eine Zivilgesellschaft sich ausbreiten kann (vgl. Kap. 9)

Soweit der Versuch, das Konzept des Kommunitarismus zu „erden“. Damit ist diese Arbeit ein Beitrag zum Erkenntnisprozeß, daß vermeintlich alltägliche Projekte und politische Grundsatzfragen m e h r miteinander zu tun haben, als es vorherrschende Politikdiskurse wahrhaben wollen.

21

Schluß und Ausblick auf die Zukunft

„In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde, so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren: der Mensch würde, wie es bei manchen Privilegierten vorkommt, durch Alterserscheinungen unauffällig geschwächt, aber nicht offenkundig vermindert, und eines Tages einer Krankheit erliegen; er stürbe also, ohne zuvor Herabwürdigung erfahren zu haben. Das letzte Lebensalter entspräche dann wirklich dem, als was es gewisse bürgerliche Ideologien definieren: eine Existenzphase, die sich von der Jugend und dem Erwachsenenalter unterscheidet, aber ihr eigenes Gleichgewicht besitzt und dem Menschen eine weite Skala von Möglichkeiten offenläßt“²⁹⁰). Dann brauchen wir auch die willkürlichen kalendarischen Unterscheidungen der Altersgruppe nicht mehr – es würde nur noch das Kompetenzalter zählen. Und diese letztgenannte Gruppe wäre der Träger der Innovation für neue Lebensstile, wie ich sie hier beschrieben habe.

Wir meinen, daß auch die völlige gesellschaftliche Einbindung des Alters in den Lebenslauf zum Wertewandel und einer „guten Gesellschaft“ (**Etzioni u.a.**, a.a.O.) gehört. Warum sollte nicht auch das Alter eine neue (alte!) Wertschätzung erfahren, wie es die Ökologiebewegung für die Natur durchgesetzt hat? „Bewahrung der Schöpfung, zu der auch alle Menschen gehören“ muß die neue Devise lauten. Erleichtert wird die Einbindung der Älteren dadurch, daß in wenigen Jahren die (erwerbstätige) Bevölkerung so abgenommen haben wird, daß die produktiven Alten dringend für bezahlte und unbezahlte Arbeit eingesetzt werden müssen. Damit wird sich ganz allgemein das negative Altersbild in der Gesellschaft zum Positiven hin wenden.

Langfristig, d.h. für die Generation unserer Enkel, Ur-Enkel und Ur-Ur-Enkel wird dann allerdings endgültig die Erwerbsbevölkerung dramatisch abnehmen, da wir heute erst am Anfang des Produktivitätsgewinns stehen (vgl. Kap. 5.1). Die immer älter werdende Bevölkerung wird ihre Alterssicherung von immer weniger Erwerbstätigen finanziert erhalten. Selbst wenn dann analog einer Maschinensteuer für unsere mikroelektronisch gesteuerten Systeme Abgaben in die sozialen Sicherungssysteme geleistet werden müssen und es für alle Menschen eine Grundsicherung geben

²⁹⁰) Beauvoir, Simone de (1972). Das Alter. Reinbek b.Hamburg: Rowohlt, S. 467.